

„Der Vater will es haben. Seht nach dem Vieh, der Hütte. Werft auch einen Blick in den Brunnen.“ Sie seufzte. „Wenn die Chacra bereits trocken liegt, dann, nun ja, dann kann Antonio gleich drüben bleiben. Alfonso kehrt zurück, sagt Bescheid, und wir kommen in ein paar Tagen nach, sobald der Vater wieder soweit ist.“

Eine Fahrt auf die Insel, allein als Kapitän und Steuermann an Bord der „Jacaré“, wie die Burschen das morsche Boot nannten, damit waren sie gerne einverstanden. Zwar hatten sie heute mit dem alten Gaucho Tani ausreiten, beim Blockieren helfen wollen, aber Vater Giuseppe duldete keinen Widerspruch.

Es dauerte eine Weile, bis die beiden Buben den stinkenden Ölmotor in Gang brachten. Für alle Fälle lagen die Ruder griffbereit auf den Sitzbänken. Die „Jacaré“ ächzte und knarrte, gehorchte aber dann dem Steuer und begann am Ufer aufwärts zu laufen. Antonio und Alfonso wussten, dass sie nur mit der Strömung fahrend die Insel erreichen konnten. Also mussten sie ein gutes Stück stromauf fahren, ehe sie es wagen konnten, querüber zu halten.

Sie schwatzten und lachten, sangen ein italienisches Schifferlied und waren so munter, wie nur zwei Jungen sein konnten, die einem Abenteuer entgegenfuhren. Denn irgend etwas wollten sie erleben, am liebsten etwas Aufregendes. Wie, wenn sich ein Viehdieb auf der Insel befand, wenn sie eben recht kamen, ihm die Kühe und Ziegen abzujauchen? Antonio zog bei diesen Worten einen rostigen Trommelrevolver aus der Hosentasche, den er von dem alten Tani geschenkt bekommen hatte, während

Alfonso ein Machete, ein Buschmesser, schwang.

Welch ein grausiges, unheimliches Abenteuer sie erwartete, das hätten sie sich freilich nicht träumen lassen. Sie lachten über die Besorgnisse der Mutter, die ihnen bis zum Ufer das Geleit gegeben hatte und immer, noch etwas wusste, das sie ja nicht vergessen durften. Was konnte ihnen schon geschehen? Das Schlimmste war, wenn der Motor versagte. Aber wenn schon, dann trieben sie eben ein paar Leguas stromab, bis es ihnen gelang, das klobige Fahrzeug an Land zu rudern. Oder sie liefen irgendeine der bewohnten Inseln an und blieben dort, bis der Motor repariert war.

Von Zeit zu Zeit lösten sich die Buben am Steuer ab. Einer musste überdies fast ständig schöpfen, denn das Boot leckte beträchtlich. Jetzt waren sie wohl auch weit genug oben.

„Hart Steuerbord!“ kommandierte „Kapitän“ Antonio. Der runde Bug der „Jacaré“ drehte sich schwerfällig. Allmählich gerieten sie in die Strömung. Das Wasser gurgelte und rauschte. Dort schwamm ein Baumstamm mit starrendem schlammbehangenem Geäst, dem das Boot eben noch ausweichen konnte. Gleich darauf wäre es fast in eine treibende Insel hineingeraten. Die Fahrt begann interessant zu werden. Einer der Buben stand am Bug und spähte scharf voraus, um rechtzeitig den Steuermann warnen zu können. Sehr seemännisch ging es dabei zu. Mit dem größten Ernst gaben sie Kommandos, die sie während der Überfahrt auf dem großen Passagierdampfer aufgeschnappt hatten, auch wenn diese hier keinen Sinn hatten. Es hörte sich so männlich, so seefahrerisch tüchtig an.

Fortsetzung folgt

Die Armee des Grauens



Der letzte Packen wurde in das hochbordige, schwerfällige Motorboot gehoben. Jetzt waren die Toriellis zur Abfahrt bereit. Giuseppe Torielli, der Vater, überprüfte seine Besatzung. Seine beiden Ältesten, Antonio und Alfonso, waren dabei, die Bündel und Körbe zu verstauen, während sich die drei Jüngsten wie Küken um ein Huhn an die Mutter drängten, die gewichtig im Bug saß. Vor ihr standen die Körbe mit den Hühnern, und sooft eines der Kinder daran stieß, ertönte ein empörtes Gegacker.

Den Siedler schüttelte ein Fieberschauer, trotzdem blieb er am Steuer vor dem klappernden, fauchenden Motor sitzen, den Antonio eben angeworfen hatte.

„Das haben wir nun davon“, schimpfte Maria, seine Frau, „wie die Zigeuner müssen wir wieder davongehen. Jedes Jahr dasselbe. Wenn die Flut kommt, ist es auf der Insel nicht mehr auszuhalten. Schön wird es wieder aussehen, wenn wir zurückkehren. Der mit Mühe und Not gegrabene Grundwasserschacht ein stinkender Schlammfuhl, die Chacra, die Pflanzung, verwüstet, die jungen Bäume ausgerissen. Und das Saatgut!“ Sie schnaufte hoffnungslos. „Aber du lässt ja nicht mit dir reden, Giuseppe, zahlst obendrein ein Sündengeld als Pacht an diesen schäbigen Argentinier, diesen Don Alfredo in Rosario. Schämen sollte sich der Filz, für dieses Moskitoloch Pacht zu fordern; er

müsste uns noch etwas bezahlen dafür, dass wir auf der Insel hausen.“ Giuseppe Torielli fühlte sich zu erschöpft, zu sehr von einem noch nicht ganz überwundenen Fieberanfall geschwächt, als dass er seiner stimmgewaltigen Frau hätte richtig antworten können. „Nun lass schon, Maria“, seufzte er, „das alles haben wir schon so oft besprochen.“ Er hüstelte. Warte doch ab, bis wir die sumpfigen Niederungen trockengelegt haben, dann wird unser ‚San Antonio‘ ein blühender Fruchtgarten, um den man uns beneiden kann. Sieh dir doch die Nachbarinsel an, auf der die Cancios hausen.“

„Als ob man je dieses Sumpfloch trockenlegen könnte! Du bist ein Narr, Giuseppe. Weiß Gott, wir wären besser in der alten Hütte in Riccione geblieben, statt uns hier von den Moskitos bei lebendigem Leib auffressen zu lassen.“

„Und was wäre ich in Italien? Noch heute Landarbeiter, Hungerleider. Hier haben wir wenigstens jeden Tag genug, um uns satt zu essen. Ich bin freier Siedler, besitze zwei Kühe, drei Ziegen und bin über Jahr und Tag Herr auf eigenem Grund und Boden. Geduld gehört dazu und Ausdauer, Fleiß. Daran fehlt es den italienischen Siedlern in Argentinien wahrhaftig nicht. Überall! trifft man wohlhabende, ja sogar reiche Landsleute.“

Der Motor, der nun endlich richtig lief, machte eine weitere Unterhaltung unmöglich. Dabei hätte Maria Torielli die Gelegenheit so gern benützt, ihrem Giuseppe einmal in aller Deutlichkeit Bescheid zu sagen. Hier auf dem Boot konnte er ihr nicht entweichen wie auf der Insel, in der auf Pfählen stehenden Hütte. Sie hatte so vieles auf dem Herzen, die rundliche

Maria. Ihre Kinder wuchsen auf wie die Wilden. Die Großen, Antonio und Alfonso, waren nur allzu gern dem Schulzwang entlaufen und hatten begeistert die Insel, ein Stück sumpfigen Urwaldes, in Besitz genommen. Freilich, auch sie hatten schon lange genug. Wie geräuchert saß man jeden Abend am offenen Feuer, mit tränenden Augen, hustend, nach Luft schnappend. Tagsüber arbeitete die ganze Familie in der Chacra, der angelegten Pflanzung. Dumpfe, brütende Schwüle machte jede Bewegung zur Qual.

Die Buben hatten davon geträumt, als Gauchos durch die Pampa zu reiten, das Lasso zu schwingen. Auch für sie hatte die Auswanderung eine bittere Ernüchterung gebracht. Heute freilich waren sie vergnügt und guter Dinge. Das Motorboot fuhr keuchend und knatternd auf das ferne Ufer zu, wo Don Guillermo, der reiche Estanciero, schon auf sie wartete. Er war froh, Arbeitskräfte zu bekommen, versuchte sicher wieder, den Vater zum Bleiben zu überreden. Auf der Estancia gab es Pferde, richtige Gauchos. Jeden Tag war etwas anderes los, und man brauchte nicht ununterbrochen das bittere Chinin zu schlucken wie auf der Insel:

Auch Maria Torielli hing ähnlichen Gedanken nach, während das breitbauchige Boot pustend und stampfend dahinfuhr. Endlich würde sie wieder Gelegenheit zu einem Schwätzchen finden, das sie so sehr entbehrte. Sie konnte sich bei den Gevatterinnen einmal alles, was sie bedrückte, von der Seele reden. Und vielleicht gelang es doch, Giuseppe zu überreden, wenn er sah, wie gut es Don Guillermo mit der Familie meinte. Ein Stück Land, etwas Vieh, und das alles nur

dafür, dass man bei der Arbeit auf der Estancia aushalf, besonders während der Ernte. Aber nein, ein solches Leben erinnerte Giuseppe zu sehr an sein früheres Landarbeiterdasein! Er wollte sich frei schaffen, eigenen Grund und Boden erwerben.

Jeden Tag ging Giuseppe Torielli zum Strom, zum Paraná hinab. Freilich, mit den Flüssen zu Hause durfte man dieses kilometerbreite Süßwassermeer nicht vergleichen. Seine Insel, die er „San Antonio“ getauft hatte, war nur ein kleiner dunkler Fleck in der braugelben Unendlichkeit des gewaltigen Stromes. ja, häufig war sie gar nicht mehr zu sehen im treibenden Dunst, und Giuseppe bekam Herzklopfen. War der Parana wirklich so hoch gestiegen, dass er seine Insel, an der er so zäh hing, die schon soviel Schweiß geschluckt hatte, ganz verschlang? Er dachte an seine Kühe und Ziegen, die, reichlich mit Futter versehen, auf dem höchsten Teil der Insel zurückgeblieben waren. Dort stand auch das aus gespaltenen Palmstämmen erbaute Haus auf hohen Pfählen, in dem er alles, was er zur Aussaat brauchte, zurückgelassen hatte. Ständig kreisten seine Gedanken um diesen kleinen Hügel. Doch da - der Nebel lichtete sich, trutzig behauptete sich „San Antonio“ im schäumenden, gurgelnden Parana. An den Uferbäumen, an einigen Marken, die er sich eingeprägt hatte, verfolgte der Siedler das Steigen und Sinken der Flut.

Endlich lief die Hochwasserwelle ab. Morgen, übermorgen wollte er es wagen, auf die Insel zu fahren, nach dem Vieh zu sehen. Er freute sich auf die Rückkehr, nur um endlich wieder den ständigen Drängeleien Don Guillemos

zu entgehen, der die fleißigen Toriellis unbedingt halten wollte. In Maria hatte Don Guillemos eine eifrige Verbündete gewonnen. Gewiss, die Estancia auf dem festen Land bot mancherlei Vorteile. Da war einmal Padre Pablo, der die Kinder der näheren Umgebung unterrichtete. Man lebte wie ein Mensch und nicht wie ein Wilder, konnte allsonntäglich in den Gottesdienst gehen. Es gab ein Boliche, eine Schenke, in der Nähe, in der man ein Glas Mendozawein trinken, ein Spielchen machen konnte. Wahrhaftig, er wusste gar nicht mehr, wie behaglich es sein konnte, mit Leuten seinesgleichen zusammensitzen, eine Zeitung zu lesen oder gar im Radio Nachrichten aus der alten Heimat, aus Italien zu hören.

Aber eine eigene Insel zu besitzen, selbst ein Caballero wie dieser reiche Don Guillermo zu werden, das wog doch wohl die Plackerei auf. Und schaffte er es nicht, so erreichten doch Antonio und Alfonso das hohe Ziel. Nein, beim Gedanken daran verblassten die Lockungen des Estanciero, des gesicherten Lebens auf dem Festland, sogar die Aussicht auf geregelten Schulbesuch der Kleineren.

Zu dumm, dass Giuseppe gerade jetzt wieder Fieber bekam. Mit den Zähnen klappernd, lag er unter den Decken, die Maria über ihn häufte. Immerzu redete er von seinem Vieh, dem Saatgut, nach dem man sehen müsse. Um ihn zu beruhigen, rief Maria Torielli die beiden Ältesten, Alfonso und Antonio. Dreizehn- und vierzehnjährig waren sie, zwei tüchtige Burschen, die kräftig zupacken konnten, wenn es sein musste.

„Ihr müsst mit dem Boot nach San Antonio fahren“, bestimmte die Frau.